

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Riese, können Sie zu Beginn beschreiben, in welchem sozialen Milieu Sie aufgewachsen sind?

Ich wurde 1944 geboren und komme aus einer Akademiker-Familie. Meine Eltern waren Anglisten. Einerseits sah ich mein Interesse als eine Art Opposition zu ihrem langweiligen Beruf, andererseits bin ich durch sie schon früh mit dem Englischen in Berührung gekommen – zu einer Zeit, als das in Deutschland noch nicht üblich war. Ich lebte als Kind ein Jahr lang in Amerika und fand das sehr interessant. Es fiel mir danach leicht, mich in der anderen Sprache zu bewegen. Das ist wohl der biographische Hintergrund, warum ich später Amerikanist wurde.

Als ich neun bis zehn Jahre alt war, lebten wir im Osten der USA, in der Stadt Schenectady im Staat New York. Damals entwickelte sich auch mein Interesse für die Archäologie und für alte Kulturen. Ein wichtiger literarischer Bezugspunkt war dafür einige Jahre später das Buch »Götter, Gräber und Gelehrte«¹ von C.W. Ceram – französische Freunde meiner Familie haben es mir geschenkt; es hat mich sehr begeistert. Ich wollte dann auch fremde Kulturen studieren und dachte, die Ethnologie sei das Fach dafür. Ein jüngerer Kollege meines Vaters, der selbst Ethnologie studiert hatte und später



Anglist wurde, meinte jedoch zu mir, dass ich erstmal die einfachen Menschen studieren müsse, um Ethnologe zu werden. Bei ihm seien das die Fellachen in Ägypten gewesen. Das wollte ich zwar gar nicht, aber als Jugendlicher ist man ja so optimistisch gestimmt, dass man hofft, sein eigenes Interesse irgendwie thematisieren zu können.

Ihr Interesse war also schon relativ früh auch regional ausgerichtet?

Noch nicht so ganz. Es sollten alte Hochkulturen sein, bei denen man vor allem mit Architektur, Artefakten und Dokumenten zu tun hat. Regional war das erst einmal offen, aber Amerika stand bei mir natürlich immer ein bisschen im Hintergrund. Ich liebäugelte durchaus auch mit China, aber da fand Ende der sechziger Jahre die Kulturrevolution statt. Somit hätte man als Westeuropäer dort nie hinfahren können. Da ich mir den Frust ersparen wollte, eine Kultur nur am Schreibtisch zu studieren, ließ ich die Sinologie sein – ich hatte sie zuerst als Nebenfach belegt. Daher war Amerika, sozusagen per Exklusion, das verbleibende Gebiet.

Meine Eltern lebten seit 1961 in Heidelberg. Aus praktischen Gründen begann ich dort im Jahr 1963 auch mein Studium. Aufgewachsen bin ich zwar in Freiburg im Breisgau, doch als mein Vater nach Heidelberg berufen wurde, zog die Familie dorthin um – wir kamen fast zeitgleich mit meinem Abitur dort an. Als mir klar wurde, dass mein regionaler Fokus auf Amerika liegen würde, hatte ich in Deutschland nur die Wahl, nach Bonn, Berlin oder Hamburg zu gehen. Die Altamerikanistik war damals zwar noch nicht aus der Ethnologie ausgegliedert, aber man konnte sie schon als Schwerpunkt wählen. Ich erkundigte mich per Brief bei den drei Instituten, um zu erfahren, was dort gelehrt wurde. Das Belegen von Fächern war ja noch völlig frei gestaltbar, und es gab keinen Numerus Clausus.

Hatten Sie von den Lehrenden dieser Institute schon etwas gelesen – oder war das für Sie ein fremdes Feld?

¹ C. W. Ceram, Götter, Gräber und Gelehrte. Roman der Archäologie, Rowohlt Verlag, Reinbek, 2000.

Die Namen der Lehrenden in Hamburg - also Zimmermann und Termer - sagten mir gar nichts. Von Trimborn in Bonn hatte ich mal ein kleines populäres Buch gelesen: Es gab früher ein Reihe beim Springer Verlag, die »Verständliche Wissenschaft« hieß, da hatte er »Die indianischen Hochkulturen des alten Amerika«² veröffentlicht. Was Berlin angeht, so wusste ich vom dortigen Fach, weil mein angeheirateter Onkel Direktor des Völkerkunde-Museums war. Sein Name war Hans-Dietrich Disselhoff. Es gab aus persönlichen Gründen jedoch keinen engen Kontakt zwischen meiner Familie und ihm.

Ich hatte von keinem der drei Universitätsinstitute eine Antwort auf meine Erkundungsschreiben erhalten. Bei einer Exkursion der Heidelberger Ethnologen nach Hamburg, an der ich teilnahm, ging ich ins dortige Institut im Keller des Museums für Völkerkunde und holte mir von den dortigen Studenten Informationen aus erster Hand. Nach Bonn kam ich, weil ich damals im ASTA Referent für »Politische Bildung und gesamtdeutsche Fragen« war und circa 1964 an einem Kongress des Verbandes Deutscher Studentenschaften teilnahm. So besuchte ich auch Herrn Trimborn persönlich. Nur Berlin blieb außerhalb meiner Reichweite. Die Entscheidung fiel dann zwischen Hamburg und Bonn. Professor Trimborn hatte mich, wie es damals üblich war, abgewimmelt – er meinte, ich könnte Ethnologie nur als Hauptfach studieren und außerdem ginge er bald in Ruhestand. Dabei gab es damals höchstens zehn Studenten in Bonn, da kann man nicht mit dem Argument der Überlastung kommen. In Hamburg hatte sich Zimmermann dem Gespräch mit mir einfach verweigert. Das war auch so eine Taktik, möglichst wenige Studenten zu haben und seine Ruhe zu behalten. Trotzdem ging ich 1965 nach Hamburg.

Wie muss man sich Ihr Studium in Heidelberg vorstellen?

Ich studierte zwei Jahre lang Ethnologie in Heidelberg, bei den Professoren Wilhelm Emil Mühlmann und Karl Jettmar. Ebenso bei Ernst W. Müller, der dann nach Mainz ging, und bei Lorenz G. Löffler, der später in Zürich lehrte. Es war ein Doppel-Institut, mit den Sparten Ethnologie und Soziologie – aber man studierte entweder Ethnologie oder Soziologie. Wir Ethnologen galten als weniger wichtig und waren auch zahlenmäßig geringer. Es gab eine relativ starke Grenze zwischen beiden Fächern, aber Herr Mühlmann bediente beide Bereiche. Wir waren etwa zwanzig aktive Ethnologie-Studenten und insgesamt - die weniger aktiven eingeschlossen - waren wir vielleicht um die fünfzig. Man musste erst bei der Examensarbeit entscheiden, was das Haupt- oder Nebenfach ist, daher ist es schwierig, genaue Zahlen zu nennen. Es gab zudem keine festgelegten Scheine oder Pflichtkurse, weswegen man manchen Kommilitonen häufig begegnete, anderen jedoch selten.

Besuchten Sie die Veranstaltungen bei Mühlmann oder gingen Sie eher zu den Assistenten?

Beeindruckender als Mühlmann war Ernst W. Müller. Er war didaktisch sehr gut. Lorenz Löffler war sehr spröde, weil er kaum sprach und immer nur lächelte. Dann gab es noch Heinz Göhring, der inzwischen verstorben ist. Er war ein guter Ethnologe und lehrte auch in Germersheim am Dolmetscher-Institut. Eines seiner Seminare, die Einführung in die Ethnolinguistik, hat mich eigentlich am weitesten gebracht. Göhring war früher ein hochrangiger Dolmetscher der Regierung gewesen und hatte daher schon vor seinem Ethnologie-Studium eine Leidenschaft für Sprachen entwickelt. Ich ging auch zu Mühlmanns Vorlesungen, die zum Teil in Kinos stattfanden, weil damals die Studentenzahlen stark zunahmen und die Heidelberger Universität in der Altstadt keine räumlichen Erweiterungsmöglichkeiten hatte. Mühlmanns geistesgeschichtliche und theoretische Ausführungen waren sehr durchdacht, auch sprachlich gekonnt, wenngleich mit etwas leiser Stimme vorgetragen. Er versuchte damals, uns Alfred Schütz näher zu bringen. Wenn Mühlmann jedoch mit ethnographischem Material arbeitete, wurde es etwas dröge. Ein Teil der Seminare, die offiziell über seinen Namen liefen, wurden eigentlich von Müller, Löffler oder Göhring durchgeführt. Mühlmann saß dabei, sagte aber nicht viel, denn er war damals schon ziemlich schwerhörig. Wir hatten immer ein wenig Angst, dass er im Seminar einschlafen würde.

Was genau war für Sie an E.W. Müller das Herausragende?

Ernst W. Müller konnte Sachverhalte sehr gut klarmachen. Er führte präzise strukturierte Seminararbeiten durch, war klug und saß nicht auf einem hohen Ross. Inhaltlich ging es bei ihm um afrikanische Ethnographie sowie um Übungen am Bildarchiv. Wir kamen dabei auch mit Artefakten in Berührung. Die Einführung hatte ich aber bei Karl Jettmar gemacht, doch erinnere ich mich kaum daran – ich weiß nur noch, dass ich ihn sehr bedauerte, weil er stotterte und beim Reden stockte. Er war ein ganz schlechter Vortragender, das lenkte oft vom Inhalt ab und daher waren seine Vorlesungen nicht gut besucht. Dennoch war er ein sympathischer Mann. Als ich nach Hamburg ging und mich vorher bei ihm verabschiedete, meinte er, dass er mir in Bezug auf die Altamerikanistik und meinen Wechsel nach Hamburg ja

² Hermann Trimborn, Die indianischen Hochkulturen des alten Amerika, Springer Verlag, Berlin, 1963.

auch hätte helfen können. Das fand ich sehr süß.

Erinnern Sie sich an die Kommilitonen, mit denen Sie in Heidelberg studierten?

Wir waren eine recht kleine Gruppe, saßen in denselben Seminaren und gingen auch gemeinsam Wein oder Bier trinken. Ich erinnere mich an Fritz Kramer, der ein Jahr nach mir anfang und vorher schon in Mainz studiert hatte. Dann gab es Hans Peter Duerr und Tilman Schiel, der auch heute noch aktiv ist und für einige Semester eine vakante Professur für Südostasien-Forschung in Bonn vertreten hat. Ich erinnere mich auch an Wolf Brüggemann, einen Westfalen, der zeitweilig im Kunsthandel tätig war und erst nach dreißig Semestern in seiner Heimat an der Universität Münster promovierte. Etwas peripher gab es noch Herrn Kalter, er ging später nach Stuttgart ans Linden-Museum, in die Vorderasien-Abteilung. Zudem war Irene Löffler, die jüngere Schwester von Lorenz Löffler, eine Heidelberger Kommilitonin. Sie stieg später allerdings aus dem Fach aus und wurde nach der Wiedervereinigung Reiseleiterin in ihrer alten Heimat Thüringen.

Wie muss man sich Hans Peter Duerr und Fritz Kramer als Studenten vorstellen?

Kramer galt als derjenige, der in der Ethnologie den Durchblick hatte. Er genoss seinen intellektuellen Ruf und war sich seiner Bedeutung bewusst. Duerr galt als der intellektuelle Überflieger, der alles verstand, vor allem vom philosophisch-strukturalistischen Standpunkt aus. Er war unheimlich belesen und spielte ein bisschen den Eigenbrötler, der er ja dann auch wirklich wurde – aber damals war er noch nicht so verbittert und unproduktiv wie heute. Immer nur anderen Leuten an den Karren zu fahren und die einfache These eines Norbert Elias mit einem fünfbändigen Werk totzuschlagen, das ist etwas übertrieben. Auch einen Hang zum Esoterischen stellte ich damals noch nicht an ihm fest. Er war ein wirklich netter und auch amüsanter junger Mann.

Was bewog Sie dazu, trotz der abweisenden Art von Herrn Zimmermann nach Hamburg zu gehen?

Nun, die Alternativen waren ja bekannt: Aus Berlin hatte ich nichts gehört. In Bonn hatte mich der Professor abgewimmelt. Zimmermann hatte mich zwar nicht abgewimmelt, aber auch nicht herzlich empfangen. Das war also bei einer insgesamt enttäuschenden Bilanz die beste Wahl. In Hamburg gab es damals auch nur circa zehn Studenten am Institut. Es hieß »Seminar für Völkerkunde« und daran war die »Arbeitsstelle für Altamerikanische Sprachen und Kulturen« angegliedert. Beide waren in den Kelleräumen des Museums für Völkerkunde untergebracht. Zwischen Herrn Zimmermann und mir lief es dann sehr gut. Ich wurde schnell zu seiner studentischen Hilfskraft. Er wurde mein akademischer Lehrer, in Bezug auf Indianersprachen, die Ethnohistorie und die Maya-Hieroglyphenforschung. Von ihm habe ich sehr viel gelernt.

Inwiefern unterschied sich das Institut in Hamburg vom Heidelberger Institut?

Heidelberg war auf eine gewisse Art arrogant, man hielt Mühlmann und die Ethnosozologie für das einzig Wahre. Beispielsweise wurde die Wiener Schule abfällig betrachtet und als nicht-ethnologischer Klerikerverein abgetan. Ich merkte erst später, wie penetrant diese Arroganz war, vor allem unter den Studenten.

In Hamburg lehrte in der Ethnologie, die dort studienmäßig schon von der Amerikanistik getrennt war, erst Erhard Schlesier. Er war ein sehr feiner, zurückhaltender und bescheidener Mann, der sehr gute Einführungsvorlesungen hielt – aber zu brav war, um auch mal etwas Provokantes oder Marginales zu bringen. Später kam Hans Fischer aus Tübingen. Da war ich aber schon fast promoviert und so nahm ich nur noch an einem seiner Seminare teil. Er wurde später auch einer der Prüfer bei meinem Doktorexamen. Fischer war sehr lebhaft und geschickt, und wie der Heidelberger E. W. Müller auch didaktisch sehr gut. Er hatte nichts von der fachlichen Arroganz, sondern war eher normal. Ich traf ihn oft, bei der Teerunde im Museum, beim Mittagessen, und die Gespräche waren stets angenehm und locker. Franz Termer erlebte ich nur noch als älteren Herrn im Hintergrund. Er war bereits emeritiert und schaute alle paar Wochen kurz vorbei. Fachlich und auch persönlich spielte er eigentlich keine große Rolle mehr.

Ihre Lehrer werden ja oft zur letzten Generation der Völkerkundler gezählt. Würden Sie Herrn Schlesier eher als einen Völkerkundler oder als einen Ethnologen einstufen?

Ich würde sagen, dass die Völkerkunde in ihrer deskriptiven, positivistischen und auch untheoretischen Art in Hamburg eigentlich mit Termer zu Ende gegangen war. Zimmermann war natürlich auch ein Positivist und Deskriptivist, aber weil er einen engen regionalen Rahmen hatte, mit ethnographischen und kulturhistorischen Bezügen - und weil er methodenstreng in seinen Strukturuntersuchungen war, doch von anderem Kaliber. Schlesier stellte eigentlich den

Interview vom 03.12.2007, durchgeführt in der Abteilung Altamerikanistik der Universität Bonn, (Freigabe durch B. Riese am 30.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Übergang dar zu dem, was man heute Ethnologe nennt, und Fischer war es natürlich schon ganz.

Was für eine Ethnologie hat Fischer damals, Anfang der sechziger Jahre, vertreten?

Hans Fischer war noch sehr jung, als er nach Hamburg kam. Inhaltlich vollzog er nach, was in den USA zwanzig Jahre vorher stattgefunden hatte – vor allem George Peter Murdock. Fischer lehrte also amerikanische Ethnosoziologie sowie Verwandtschaftsforschung, aber durchaus auch die traditionell gute und intensive deutsche Ethnographie. Er war selbst ein bedeutender Feldforscher, hat das in den Unterricht aber nicht so sehr eingebracht. Zusätzlich war er noch Museumsdirektor, folglich stark überlastet und für uns nicht immer voll ansprechbar.

Was bekamen Sie in Ihrem Studium von der Feldforschung als Methode mit?

Schlesier versuchte gelegentlich, Feldforschungsmethoden zu vermitteln. Er war auf Normanby Island gewesen, das ist zwischen der Torres- Straße und Neuguinea. Er beschrieb das jedoch in einer Art, die man eigentlich nur belächeln kann: Beispielsweise warnte er uns davor, allein auf einer Insel zu sein und Zahnweh zu bekommen – da gab er uns so kleine technische oder gesundheitliche Tips. Die eigentliche Technik der Feldforschung lernten wir nicht, auch bei Herrn Fischer nicht. Dann kam - es war ja die '68er-Zeit - sozusagen die Revolution, die wir mittrugen. Hartmut Lang, der damals einer der führenden Köpfe war, und einige andere junge Studenten forderten, dass man die Methoden richtig lerne. So wurden Fischer und Jürgen Jensen, der sein Assistent war, dazu gezwungen, Feldforschungsübungen zu machen. Diese fanden in Irland statt. Außerdem wurde ein Leitfaden für die Feldforschung erstellt, wobei Reinhild Freise - sie hat später die akademische Ethnologie hinter sich gelassen - und vor allem Hartmut Lang die eigentlichen treibenden Kräfte waren. Das lag den Studenten damals am Herzen, denn sie hatten bemerkt, wie unsystematisch und unreflektiert eigentlich gearbeitet wurde.

Gab es zu dieser Zeit in Hamburg eine Rezeption der britischen Feldforschungstradition?

Das spielte in Hamburg kaum eine Rolle. In Berlin beschäftigte sich etwa zeitgleich Fritz Kramer mit der britischen Social Anthropology, vielleicht etwas später. Er gab Bronislaw Malinowskis Bücher auf Deutsch heraus und publizierte gemeinsam mit Christian Sigrist »Gesellschaften ohne Staat«³. Kramer war aber ein Schreibtisch-Gelehrter und hatte bis dato noch keine Feldforschung gemacht. In den Ethnographie-Seminaren von E. W. Müller in Heidelberg setzte man sich natürlich mit der Social Anthropology auseinander, aber man stellte diese Richtung nicht als etwas Besonderes heraus. Ob ich beispielsweise Evans-Pritchard oder einen deutschen Missionar las, habe ich als Student in Heidelberg nicht so kontrastiv wahrgenommen. Man hat das nicht hinterfragt und das Gelesene auch nicht in verschiedene Wissenschaftskulturen gegliedert.

Empfanden Sie es damals als Defizit, dass eine systematische Feldforschung nicht gelehrt wurde?

Die Feldforschung war damals nicht so sehr mein Thema, mir ging es mehr um die intellektuelle Durchdringung. Ich war da sehr unzufrieden. Ungefähr im vierten Semester hatte ich meine Krise. Ich dachte mir, dass man bei der wissenschaftlichen Arbeit doch Strukturen entdecken müsse und etwas systematisch beschreiben könne. Ich schaute mich innerhalb des Fachs nach Gebieten um, in denen das zutraf und habe mich so auf die Verwandtschafts- und Sprachethnologie zubewegt – da hatte man festen Boden unter den Füßen und konnte sich auf Strukturen spezialisieren.

Wer prägte Sie denn maßgeblich in der Verwandtschaftsforschung?

Es gab durchaus die kleinen Stimuli von Herrn Schlesier. Sechzig oder siebenzig Prozent meiner ethnologischen Ausbildung entstand aber innerhalb meiner Peer-Group, also durch meine Mitstudenten. Ein wichtiger Einfluss war der schon promovierte, aber noch nicht arrivierte Stipendiat Peter Tschohl, der damals noch in Hamburg war. Später ist er nach Köln gegangen. Auch Hartmut Lang spielte eine Rolle. Schon damals begann er, sich mit der kognitiven und strukturalen Anthropologie zu beschäftigen und konnte sich gut in schwierige Texte einarbeiten. Er führte mich auch an die Statistik heran und gemeinsam unternahmen wir die ersten Versuche mit Computern. Das waren damals noch riesengroße Maschinen, die man mit Lochkarten bediente. Lang machte auch probabilistische Untersuchungen zum so genannten Natchez Paradox – die Natchez-Indianer im Süden der USA sind eine Ständegesellschaft, bei der die Heiratspartner nur in eine Richtung gehen. Wenn man ein entsprechendes Modell erstellen will, funktioniert es aber nicht, und so versuchte man, das anhand von mathematischen Modellen durchzurechnen. Ich war davon fasziniert, denn

³ Fritz Kramer, Christian Siegrist (Hrsg.), Gesellschaften ohne Staat, Syndikat Verlag, Frankfurt am Main, 1978.

man kann ein solches System ja auch zur Kontrolle benutzen, wenn in den ethnographischen Berichten etwas nicht ganz klar scheint. Damals überstieg das jedoch meine Fähigkeiten, und Hartmut Lang führte die Untersuchungen dann gemeinsam mit Eike Hinz durch, der auch noch Student war.

Welche anderen Kommilitonen gab es in Hamburg?

Es gab noch Volker Harms, der später ans Völkerkundliche Institut nach Tübingen ging und dort das Museum leitete. Außerdem studierte ich mit Hanns Prem, der später lange mit mir in Bonn war und zuvor in München und Göttingen gelehrt hatte. Auch Ivo Strecker war einer meiner Hamburger Kommilitonen, doch hatte ich zu ihm kaum Kontakt. Sehr gern mochte ich Wilhelm Seidensticker aus Bremen, der Afrikanist war, aber sehr früh verstarb. Es erschien nie ein Nachruf auf ihn. Es gibt so einige, bei denen man sehr bedauert, dass sie einfach aus dem Leben der ethnologischen Gemeinschaft verschwinden.

1971 haben Sie promoviert. Gab es während Ihres Studiums und der Promotion Zweifel daran, ob es das richtige Fach für Sie sei? Gab es eventuell andere Fächer, die Sie faszinierten?

Das gab es durchaus. Ich hatte, wie gesagt, im vierten Semester eine Krise und liebäugelte mit der Geologie. Ich besuchte in diesem Fach auch ein Seminar in Heidelberg, fand es spannend und fuhr sogar auf eine Exkursion. Die Geologie erschien mir nämlich als vermeintlich exaktes Fach, doch anhand der Paläontologie merkte ich, dass die Probleme überall ähnlich sind. So stieß ich mir also die Hörner ab. Die Linguistik behielt ich bei, das interessierte mich nach wie vor. Die Ethnosoziologie hingegen ließ ich fallen, weil das für mich letztlich das Spielen mit Modellen war und nicht die wirklichen Lebensprobleme erreichte. Ich sah einfach, dass der Mensch ein komplexes Wesen ist, keine Maschine. Da kann man auch nicht erwarten, dass unsere Theorien und Modelle vollkommen aufgehen.

Die Ethnolinguistik war also, neben der Verwandtschaftsforschung, besonders wichtig für Sie – wie entwickelte sich da Ihr Interesse?

Ich belegte, wie gesagt, in Heidelberg bei Heinz Göhring ein Seminar zur Ethnolinguistik. Er brachte uns die üblichen Strukturalisten nahe, vielleicht sogar ein bisschen Noam Chomsky. Das war sehr überzeugend, auch weil er selbst eine gute Ausbildung hatte. Zeitgleich, etwa ab 1965, kam die Kognitive Anthropologie auf - «Ethnosemantics» hieß sie damals - und man sah, dass das durchaus auch für die Ethnologie ein relevanter Ansatz sein kann. 1967/68 ging ich erneut nach Heidelberg, weil Professor Schlesier Hamburg verließ. Er kehrte wieder nach Göttingen zurück und so gab es in Hamburg keinen Professor für Ethnologie mehr. Bis Hans Fischer die Nachfolger Schlesiers antrat, studierte ich also wieder in Heidelberg.

Sie hatten also in der Zeit Ihrer Promotion keine kontinuierliche Betreuung?

Nein, Betreuung gab es eigentlich überhaupt nicht. Herr Zimmermann war ein recht zurückhaltender Mensch, der auch keine wirkliche Beurteilung abgab, wenn man ihm Entwürfe vorlegte. Er wirkte, auch in Bezug auf die Betreuungsaufgaben, etwas hilflos. Ich zeigte meine Dissertation dann meinen Kommilitonen Hartmut Lang und Eike Hinz – sie strichen Sachen an und machten mich auf Fehler aufmerksam. Das war fast ein Selbsthilfekurs. Bis auf eine Historikerin gab es auch keine Assistenten in der Amerikanistik, so dass mich fachlich niemand betreuen konnte. Später gab es noch einen Assistenten, der war jedoch Physiker – Herr Zimmermann interessierte sich für die Astronomie der Maya und benötigte einen Physiker, der in der Vor-Computerzeit Berechnungen für ihn durchführte. Er konnte uns natürlich in Bezug auf die Altamerikanistik nichts bieten. Auch mit dem Professor selbst gab es keinen großen intellektuellen Austausch. Ich war zwar als Hilfskraft angestellt, doch verrichtete ich meist nur einfache Tätigkeiten, musste etwa Seitenzahlen auf Manuskripte schreiben.

Wie finanzierten Sie damals ihr Studium?

Ich hatte immer Stellen als Hilfskraft, in Heidelberg am Südasien-Institut und in Hamburg in der Amerikanistik. Da ich auch noch Ur- und Frühgeschichte studierte, habe ich in den Semesterferien bei Ausgrabungen mitgearbeitet, auf denen man als Student etwas Geld bekam – am meisten in der Schweiz, wo allerdings die teure Lebenshaltung wieder einen Teil der Einnahmen auffraß. Wenn man bescheiden lebte, brauchte man damals nur etwa vierhundert DM. Dreihundert DM bekam ich von meinen Eltern, den Rest finanzierte ich selbst. Das klappte ganz gut.

Interview vom 03.12.2007, durchgeführt in der Abteilung Altamerikanistik der Universität Bonn, (Freigabe durch B. Riese am 30.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Hatten Sie bis zur Promotion Kontakt mit Kommilitonen und Kollegen außerhalb von Heidelberg oder Hamburg? Waren Sie beispielsweise auf DGV-Tagungen?

Ich fuhr schon sehr früh auf DGV-Tagungen. Zum Beispiel war ich bereits in Wien 1965 dabei und davor sogar schon 1961 in Freiburg, als ich noch Schüler in Freiburg war. Später nahm ich auch an der Tagung in Göttingen 1969 teil. Ungefähr ein Drittel der Studenten fuhr da immer hin, denn es waren die einzigen Fachtagungen, die es damals gab. Man wohnte kostenlos bei Kommilitonen oder schlief in der Jugendherberge. Es war sehr interessant, man konnte definitiv etwas mitnehmen. Ich erinnere mich auch noch an verschiedene Vortragende, etwa an Sigrid Westphal-Hellbusch, an Carl August Schmitz, Eike Haberland oder an Hans Manndorff.

Waren Sie 1969 auf der berühmten Tagung in Göttingen?

Ja. Ich habe später auch Herrn Braukämper meine Eindrücke geschildert – er hat das alles mal zusammengestellt. Das war schon übel. Ich war leider ein bisschen infiziert von der Aufmüpfigkeit, das wurde zum Teil auch ganz brutal: die Studenten haben promovierten Ethnologen verboten, auf ihren Vollversammlungen dabei zu sein und warfen sie einfach raus. Ebenso verfuhr man mit den Stipendiaten. Da wurden ganz massive Vorwürfe erhoben, zum Beispiel gegenüber Herrn Manndorff, im Zusammenhang mit seiner angewandten Ethnologie in Thailand. Die etablierten Ethnologen konnten die Angriffe nicht gut verarbeiten, was ich im Nachhinein auch verstehe.

Wie haben Sie das damals aus Ihrer Perspektive wahrgenommen?

Na ja, als die Studenten auf der Göttinger Tagung meinen Freund Peter Tschohl hinauswarfen, weil er schon promoviert war, fielen mir die Schuppen von den Augen. Das war ja genau die brutale Art, die wir bekämpfen wollten. Die Auseinandersetzung dort ging bis zu Drohungen mit gerichtlicher Anzeige von Seiten der beschimpften etablierten Ethnologen, die dann zum Glück nie real wurden. Gurus der Studenten wie Hans Peter Duerr oder Fritz Kramer, der übrigens auch schon promoviert war, wurden jedoch nicht des Raumes verwiesen – das fand ich Tschohl gegenüber ungerecht. Kramer durfte bleiben, Tschohl aber nicht, da er nicht auf der Seite der Linksoption stand. Das waren also Parteiveranstaltungen, und so etwas habe ich noch nie geschätzt. Ich war auch nie auf einer öffentlichen Demonstration, weil da immer Dinge mitpropagiert wurden, die ich nicht tragen konnte. Auch in Göttingen fehlte eine Differenzierung. Das offizielle Programm der Tagung wurde dann doch relativ ungestört durchgeführt, aber die Studenten machten Gegenveranstaltungen. Es gab auch damals schon die offizielle Plenumsveranstaltung, bei der die nächste Tagung beschlossen oder ein Festvortrag gehalten wurde. Das wurde massiv mit Fragen und Buh-Rufen gestört, aber es wurde nicht in dieser brutalen Weise gesprengt, wie ich es später miterlebt habe.

Was geschah nach Ihrer Promotion?

Ich hatte das Glück, dass die DFG gerade das Instrument der Sonderforschungsbereiche erfand. Damals gab es nur dreizehn oder vierzehn Projekte, Hamburg bewarb sich, und es wurde ein SFB entwickelt, der ein völliges Fehlkonstrukt war: Er hieß »Iberoamerikanistik einschließlich der Altamerikanistik«, war recht unfokussiert und gar nicht problemorientiert ausgerichtet. Doch das Geld der DFG floss, und ich nahm drei Jahre lang an dem Projekt teil, erst als Nichtpromovierter und dann auch nach der Promotion. Das war, rückblickend betrachtet, verschwendete Zeit. Es wurde nur um Einfluss und Formalien gekämpft, frei nach dem Motto: Wir sind selbstverwaltete Wissenschaft, wobei die Wissenschaft egal ist – Hauptsache wir verwalten uns selbst. Es gingen ein paar Rechenschaftsberichte an die DFG, und jeder tat, was er ohnehin getan hätte. Viele waren einfach faul, haben das Geld kassiert und sich institutionell gespreizt. Mein Projekt trug den Titel »Regionale Differenzierung im Maya-Gebiet in klassischer Zeit«. Ich versuchte, auf archäologischen Daten aufbauend, verschiedene politische und kulturelle Regionen zu definieren. Damit hatte ich mich jedoch übernommen, für einen solchen Rahmen braucht man ein großes Team. Ich reiste zweimal in die Länder Mexiko, Belize und Guatemala, in denen die klassische Maya-Kultur bis etwa 1000 n. Chr. geblüht hatte und besichtigte verschiedene Ruinenorte. Ich besorgte mir die einschlägige Literatur und alle verfügbaren Karten – ich tat alles, was man in einem guten Projekt auch tut, nur nicht mit der Intensität und der Qualität. Ich habe schließlich gekündigt, weil ich sah, dass es sich nicht gut entwickelte. Ein Kollege blieb noch ein Jahr länger, dann stellte die DFG die Förderung ein, weil es nichts mehr brachte. Das war ungefähr 1972.

Was geschah im Anschluss an dieses Projekt?

Ich war für acht Monate arbeitslos, doch auch in dieser Zeit, in der man ja ein bisschen unsicher ist, wurde das Arbeitslosengeld voll gezahlt. Ich hatte lange gearbeitet, erst als Hilfskraft und später im Sonderforschungsbereich. Es

Interview vom 03.12.2007, durchgeführt in der Abteilung Altamerikanistik der Universität Bonn, (Freigabe durch B. Riese am 30.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

kam daher nie so weit, dass ich Sozialhilfe in Anspruch nehmen musste. Ich war damals ganz zufrieden. Dann gab es eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, ich wurde am Hamburgischen Museum für Völkerkunde angestellt, bei Wolfgang Haberland in der Amerika-Abteilung. Er war mein Abteilungsleiter und vermittelte mich wenige Monate später nach Paris, wo man bei einem Projekt der Weltbank einen Maya-Epigraphiker brauchte. Ich bewarb mich mit einem französischen Brief bei dem Projektleiter Claude F. Baudez in Paris und bekam sofort den Zuschlag. Dort, in Copán in Honduras, blieb ich fünf Jahre, wobei nur die Zeit im Feld finanziert wurde. Das pendelte zwischen mindestens zwei und maximal zehn Monaten im Jahr. Den Rest der Zeit lebte ich von dem verdienten Geld und bekam, etwas zeitversetzt, ein Habilitationsstipendium. Die DFG war kulant genug, das Stipendium zweimal zu unterbrechen, damit ich die archäologische Arbeit in Honduras machen konnte. So habe ich, bis zu meiner Habilitation, alles finanziell und fachlich gut überbrückt und quasi von diesen beiden Quellen gelebt. Parallel dazu bewarb ich mich natürlich auf Assistentenstellen, etwa in Berlin und Bozen, jedoch vergeblich. Nach den fünf Jahren bekam ich dann sofort eine Forscherstelle am Ibero-Amerikanischen Institut der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin.

Wie kam es zu Ihrer Habilitation?

Ich wäre ja eigentlich, von der Promotion und meiner anschließenden Arbeit aus betrachtet, ein Hamburger gewesen. Es gab jedoch mit den gleichaltrigen Kollegen - Eike Hinz und Ortwin Smailus - die üblichen Kämpfe zwischen jungen Leuten. Dazu kam eine sehr böse Affäre: Ein Professor der Archäologie in Hamburg versuchte mich zu nötigen, ich sollte als stimmberechtigtes Mitglied in einer Abstimmung für eine bestimmte Professurbesetzung stimmen. Als Gegenleistung versprach er mir ein Stipendium. Das bestätigte er mir sogar schriftlich. Mit diesem Brief ging ich zur Rechtsabteilung der Universität, wo man zu mir meinte, dass das zwar ein schweres Vergehen seitens des Professors sei und ich gerne rechtliche Schritte gegen ihn einleiten könne, ich dann allerdings nie Karriere in der Wissenschaft machen würde. Diese Botschaft kapierte ich und gab den Brief also nicht an die Rechtsabteilung weiter. Ich wusste aber, dass dieser Professor jetzt immer Angst vor mir haben würde, da ich ja ein Druckmittel in der Hand hatte. Und ich wusste auch, dass ich in Hamburg sicher nicht auf einen grünen Zweig kommen werde. Sowohl die Konkurrenz mit meinen beiden gleichaltrigen Kollegen als auch die Geschichte mit der Nötigung veranlassten mich dazu, die Habilitation nicht in Hamburg zu versuchen. Also schrieb ich einfach nach Freiburg, an Rolf Herzog und Bodo Spranz. Ich führte an, dass dort ja meine Heimat sei, da würde ich auch gerne habilitieren. Sie freuten sich sehr über mein Schreiben, denn sie hatten keine eigenen Habilitanden und schmückten sich daher ganz gerne mit mir. So habe ich bei Herzog an der Geowissenschaftlichen Fakultät in Freiburg im Breisgau habilitiert.

Wie kann man sich Herzog vorstellen?

Man hat ihn unterschätzt, weil er sehr zurückhaltend war. Er war aber zugleich sehr effizient und hilfreich, was heute nicht mehr Mode ist. Wenn ich ihn später wiedergetroffen habe, war er auch immer sehr freundlich. Inhaltlich gab es wenige Berührungspunkte, sowohl regional als auch von der Ausrichtung her, denn er war Afrikanist und Nomadenforscher. Eigentlich hat er mich nur offiziell betreut, fachlich lief es über den Museumsdirektor, Bodo Spranz, der Amerikanist und Archäologe war. Es gab einen regen Briefverkehr und ich habe einige Male bei ihm vorgetragen. In Tribus habe ich 2009 einen Nachruf⁴ auf Bodo Spranz, der 2007 gestorben ist, veröffentlicht, für den mir sein Sohn Wolfgang wertvolle Hinweise gegeben hat.

Hatte sich die Altamerikanistik oder die Iberoamerikanistik seit Ihrem Studienbeginn zunehmend in der Ethnologie und in den Nachbarfächern ausgeweitet?

Die heutige Altamerikanistik, die ursprünglich Amerikanistik hieß, hat sich ein bisschen ausgeweitet, jedoch nicht institutionell. Auf institutioneller Ebene waren es nach wie vor die drei Universitäten in Berlin, Hamburg und Bonn, an denen es das Fach als solches gab. Es wurde dort aus der Ethnologie herausgelöst und als eigenes Studienfach etabliert. Es gab aber noch einzelne Amerikanisten, die dann in Tübingen, München, Köln, Münster, Göttingen und Freiburg waren – etwa Thomas S. Barthel, Hanns Prem, Ulrich Köhler und Peter Tschohl. Zu ihrer Zeit, also ab 1980 bis etwa 2005, gab es lokal gesehen eine Betonung der Amerikanistik innerhalb der Ethnologie. Aber das waren ephemere Phänomene, die mit dem Ruhestand oder der Wegberufung der Stelleninhaber wieder entfielen. Da blieb als Artefakt wohl nur eine gute Bibliothek übrig. Die drei Universitäten Berlin, Hamburg und Bonn waren bis zum Jahr 2000 eigentlich immer die amerikanistischen Schwerpunkte. Doch das Institut in Hamburg ließ man dann auslaufen. Dort werden die ganzen kleinen Fächer seit zwanzig Jahren grundsätzlich beseitigt – also alles, was Hamburg früher einmal als Universität auszeichnete: Südseesprachen, afrikanische Sprachen, die Ostasien-Wissenschaften, die

⁴ Berthold Riese, Bodo Spranz, In: Tribus, Band 58, S. 67-81, Linden-Museum, Stuttgart, 2009.

Altamerikanistik. Das ist natürlich eine dramatische Situation für die BA/MA-Studiengänge, die in größere Einheiten zusammengelegt werden. Da kann die Altamerikanistik auch nur noch eine Variation unter einem größeren Dach sein. Und in drei Jahren wird es ganz anders aussehen, man wird von der Ausbildung her keine Altamerikanisten mehr haben.

Das Fach wird Ihrer Ansicht nach also eher im Ausland überleben?

Nein, da gibt es das Fach in dieser Form überhaupt nicht. Das war eine deutsche Besonderheit. In anderen Ländern war die Amerikanistik immer nur eine Spezialisierung innerhalb eines übergeordneten Faches: in Spanien bei der Geschichtswissenschaft, in Frankreich bei der Archäologie – aber nie so eigenständig wie in Deutschland. Es ist schade, dass man so etwas aufgibt.

Wie ging es nach Ihrer Habilitation weiter? Haben Sie sich auf verschiedene Stellen beworben?

So viele Möglichkeiten gab es ja nicht. Wenn beispielsweise in Bayreuth eine Afrika-Stelle ausgeschrieben war, habe ich mich da natürlich nicht beworben. Offene Ausschreibungen gab es generell relativ wenige. Die meisten Stellen sind natürlich auch mit ethnographischer Feldforschung verbunden, doch ich habe eher archäologische und Archivforschungen gemacht. Also bewarb ich mich auf Professuren in Hamburg, in Tübingen und in Bonn; außerdem schickte ich eine Bewerbung nach Freiburg und in die Schweiz. In Hamburg kam ich auf den dritten Listenplatz, in Bonn auf den zweiten oder dritten – da nahmen sie meinen Kollegen Prem.

Ich ging dann 1986 zur Forschung in die USA und bekam dorthin einen Brief geschickt, mit der Frage, ob ich meine Bewerbung in Bonn noch aufrechterhalten würde. Es wurde nämlich, neben der Stelle von Herrn Prem, noch eine zweite Professur besetzt. Ich hatte mich aber darüber geärgert, dass sie mich bei der ersten Ausschreibung nicht genommen hatten und verstand nicht, dass sie mich jetzt plötzlich wollten. Ich antwortete daher so informell wie möglich, nämlich handschriftlich mit einem Zweizeiler, dass meine Bewerbung noch gültig sei. Und so wurde ich dann berufen, ohne nochmaliges Vorstellungsgespräch.

Ihre Stelle in Bonn wurde also neu geschaffen?

Nein, sie war schon vorher eingerichtet worden. In den frühen achtziger Jahren wurden Professoren- und Mitarbeiterstellen überall ziemlich stark ausgebaut. Es gab vor mir an der Bonner Universität sowohl Josef Franz Thiel, der später Museumsdirektor in Frankfurt wurde, als auch Joachim Paproth, der dann nach München gegangen ist. Bevor ich nach Bonn kam, war ich bereits einige Jahre am Lateinamerika-Institut in Berlin Professor gewesen. Dorthin hatte ich 1981 einen Ruf erhalten. Aufgrund der Korruption und Politisierung verließ ich die Freie Universität aber wieder. Die Korruption in der Verwaltung war wirklich übel: Es gab zum Beispiel einen Verwaltungsleiter, der üppig bezahlt wurde, obwohl er keinen akademischen Abschluss hatte. Er behauptete, er müsse nur zwei Tage in der Woche arbeiten und könne uns Professoren vorschreiben, wann wir ihn sprechen dürften. Als ich ihn zur Rede stellte, verwies er auf irgendeine angebliche Genehmigung. Er war Abgeordneter im Bezirk Reinickendorf und konnte so anscheinend die Reduzierung seiner Arbeitszeit durchsetzen oder einfach praktizieren. Er hat auch politisch gemauschelt, denn er war in einer der großen Parteien und diffamierte jede Person am Institut, die nicht in derselben Partei war. Ich habe dann eine Dienstaufsichtsbeschwerde gegen ihn angestrengt, die jedoch untergebügelt wurde. Erst nachdem ich nach Bonn gewechselt war, wurde er zwangsversetzt.

Was war Ihnen bei der Stelle in Berlin wichtig?

Grundsätzlich war die Stelle ja sehr attraktiv, ich konnte auch neue Impulse einbringen. Mein damaliger Kollege, Jürgen Golte, war Ethnohistoriker und letztlich auch Sozialanthropologe. Ich wäre Ethnohistoriker und Archäologe gewesen. Er war auf Peru spezialisiert, ich auf Mesoamerika. Ich baute etwas Neues auf, konnte sehr viel gestalten: Archäologie, Epigraphie und die Sprachen Mesoamerikas. Es hätte viel Freude gemacht, wenn nicht das, was ich gerade schilderte, dazwischen gekommen wäre. Es gab auch mehr als genügend Geld aus dem Universitäts-Topf und man musste nicht immer nach Drittmitteln fragen.

Konnten Sie in Berlin denn auch leistungsstarke Studierende fördern?

Ich führte die Mesoamerikanistik intensiv ein, war jedoch nur einige Jahre an der FU. Die Atmosphäre hatte noch etwas vom Ausklang der Studentenrevolte – Leistung galt als etwas Negatives, besonders in Berlin, wo die Kriegsdienstverweigerer und ausgeflippten Typen hingingen. Etwas einzufordern war also schwer, obwohl es viele gute

Interview vom 03.12.2007, durchgeführt in der Abteilung Altamerikanistik der Universität Bonn, (Freigabe durch B. Riese am 30.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Hauptfächler gab. Einer meiner brilliantesten Studenten, Michael Dürr, wäre an jeder Uni gut durchgekommen. Er ist später Bibliothekar geworden. Es gab aber auch viel Durchschnitt und Laissez-faire-Mentalität. In Bonn hingegen war der Wille zum Arbeiten ganz anders, das war ein starker Kontrast: Berlin schwamm sozusagen im Geld, doch in Bonn wurde mit der Hälfte des Personals und der Hälfte des Geldes genauso viel geleistet. Das merkten die Studenten – sie waren kooperativ, hilfsbereit und duldfähig. Das Fach wurde ernster genommen, und der Umgang mit den öffentlichen Mitteln war angemessen. Inzwischen ist es in Berlin sicherlich, durch die Zwänge des Sparens, genauso.

Gab es in Bonn Anknüpfungspunkte zwischen Ihnen und dem Kollegen Prem?

Eigentlich gab es zu viele Anknüpfungspunkte – ich bin Maya-Spezialist, er ist Azteken-Spezialist; ich habe als Nebengebiet die Azteken, er hat als Nebengebiet die Maya. Jeder von uns entwickelte sein jeweiliges Nebengebiet dann im Laufe seiner Karriere zum Hauptgebiet. Also haben wir uns eigentlich hundertprozentig überschritten. Das wurde auch in der Fakultät manchmal als unerwünscht angesehen, weil man sich vielleicht mehr die Breite wünschte. Doch die Überschneidung war insofern befruchtend, als dass die Kontakte, die jeder von uns hatte, dem jeweils anderen auch nützten. Ebenso die Bücherkäufe. Auch die Studenten konnten pendeln: Wenn beispielsweise ein Examenkandidat mit Prem nicht zurechtkam, landete er bei mir und umgekehrt. Aber in gewisser Weise - und da möchte ich meinem Kollegen Prem nicht zu nahe treten - ist er eben eher ein dominanter Charakter gewesen. Er wurde früher berufen als ich und hatte auch eine höhere Gehaltsstufe. Dadurch gab es bei ihm immer einen gewissen Anspruch, das Sagen zu haben. Das ließ ich ihm auch, obwohl wir nominell eine egalitäre Verfassung haben, die alle zwei Jahre die Wahl des Institutsdirektors vorsieht. Aber ich wählte immer Prem, und dann klappte es auch. Er hat das auch gut gemacht, war ein begabter Verwalter und Organisator.

Hatten Sie nach der Ankunft in Bonn noch etwas mit Ihren Vorgängern zu tun?

Nein. Trimborn war schon lange emeritiert und verstorben. Udo Oberem, sein Nachfolger, war ebenfalls verstorben, allerdings sehr überraschend. Herr Paproth war nach München gegangen und Herr Thiel war wohl auch schon auf dem Absprung. So traf ich eigentlich keinen meiner Vorgänger mehr an. Das Institut wurde sogar zeitweilig von dem Geographen Wilhelm Lauer verwaltet, weil es auf der Professorenseite verwaist war. So gab es nur die hinterbliebenen Mitarbeiter des Mittelbaus, mit denen wir weiterarbeiteten: Roswitha Hartmann, Vera Dagny Stähle und Albert Meyers.

Nun ist Bonn ja nahe an Sankt Augustin. Gibt es Kooperationen mit der Philosophisch-Theologischen Hochschule des SVD?

Ja, die gab es früher schon, unter Herrn Oberem. Auch Pater Josef Henninger aus Sankt Augustin hat manchmal Lehraufträge in Bonn wahrgenommen; ebenso Herr Thiel, der ebenfalls Mitglied der SVD war. Das Anthropos- Institut, die Redaktion der Zeitschrift »Anthropos«, an der eine Absolventin unseres Institutes arbeitet, und das »Haus Völker und Kulturen« sind schon bedeutende ethnologische Einrichtungen. Der Kontakt nach Sankt Augustin schloß dann in den 1980er Jahren etwas ein, beide Seiten hatten wohl zuviel mit sich selbst zu tun. Auch gab es in Sankt Augustin keinen archäologisch-ethnohistorischen und amerikanistischen Schwerpunkt. Ich habe das jetzt wieder aufgefrischt und dort auch die zwei Bücher »Ortsnamen der Moskito-Küste«⁵ und die »Crónica Mexicayotl«⁶ herausgegeben. Da ich im Augenblick auch zu China forsche - die SVD in Sankt Augustin ist sehr stark dabei -, ergeben sich auch neue Kontaktfelder. Die Kollegen dort, die in Ruhe forschen und verwalten können, sind eine positive und verlässliche Größe. Zudem gibt es eine ausgezeichnete Bibliothek und ein reiches Archiv. Ich empfehle jedem, es künftig nicht zu unterschätzen, dass man diese SVD-Institute, die außerhalb der Diskussion um die Hochschulen stehen, so nah bei sich hat.

Wie sah die Kooperation mit anderen Instituten aus, beispielsweise mit Mainz?

Nun, die so genannte Rhein-Schiene gibt es schon lange nicht mehr, das habe ich auch gar nicht mehr erlebt. In Bezug auf Köln kann man sagen, dass es traditionell eine gegenseitige Anerkennung von Lehrveranstaltungen gibt. Leider meinen die Bürokraten, eine so informelle Vereinbarung würde nichts taugen und hintertreiben beide Seiten seit geraumer Zeit – doch ich erkenne immer noch ohne jegliche Bedenken Scheine aus Köln an. Wenn jemand jedoch in Köln immatrikuliert ist und hier in Bonn sein Examen machen will, dann werden ihm etliche Schwierigkeiten gemacht, und umgekehrt. Auf kollegialer Ebene läuft die Kooperation gut, das sind alles gestandene Fachleute. Ich habe

⁵ Götz Freiherr von Houwald, Berthold Riese (Hrsg.), Ortsnamen der Moskito-Küste, Academia Verlag, Sankt Augustin, 1997.

⁶ Berthold Riese, Crónica Mexicayotl, Academia Verlag, Sankt Augustin, 2004.

gemeinsam mit Peter Tschohl Seminare gemacht, ich verstehe mich mit Michael Casimir gut und Frau Potthast, die Historikerin, kommt manchmal nach Bonn. Ich betreue auch einen Diplom-Studiengang in Köln, im Nebenfach. Nur die Verwaltung versucht, all das zu erschweren.

Können Sie etwas zum Institut für Amerikanistik in Düsseldorf sagen?

Dieses Institut gibt es schon lange. Das wurde von einem ehemaligen Bonner Studenten, Helmut Krumbach, gegründet. Er hat nie sein Examen gemacht, hatte nie eine akademische Stelle. Er führte das Institut sozusagen hobbymäßig in seiner Privatwohnung, gemeinsam mit seiner Frau, die wahrscheinlich den Lebensunterhalt bestritt. Seine Hauptaktivität, die auch sehr anerkennenswert ist, bestand in der Gründung einer Zeitschrift namens »Ethnologia Americana«. Darin wurden vor allem Kurzberichte und Bibliographien veröffentlicht. Das Blatt wurde viele Jahre von der Akademischen Druck- und Verlagsanstalt in Graz subventioniert und kostenlos gedruckt. In den neunziger Jahren fielen die Subventionen weg und Herr Krumbach fand wohl keine Mittel mehr, das anderswo zu drucken. Ich glaube jedoch eher, dass er einfach müde wurde, nach zwanzig oder dreißig Jahren. Das Institut war immer ein Unternehmen, das mit Krumbach zusammenhing. Es gab dort noch andere Hobby-Amerikanisten, aber sie waren keine forschenden oder lehrenden Fachgenossen. Sie gaben sich den schönen Titel des Institutes, der ja nicht irgendwie geschützt ist und insofern wird es vielleicht überschätzt. Es soll eine recht gute Handbibliothek gegeben haben, die später an die Universität Düsseldorf überging. Insofern war da eine gewisse akademische Einbindung, doch ich kenne niemanden, der das Institut nutzt oder von ihm unterstützt worden ist.

Worin sehen Sie heutzutage die Kernbestände der Ethnologie?

Wenn ich diese Frage vom Standpunkt aus betrachte, was in der Öffentlichkeit wirksam ist oder von der politischen und wissenschaftlichen Öffentlichkeit wahrgenommen wird, dann ist es der Anwendungsbezug – also das, was früher Entwicklungshilfe genannt wurde und was man heute unter den Begriff der Kooperation fasst. Andererseits konkurrieren wir mit Soziologen und Wirtschaftswissenschaftlern, durch die Globalisierung und die Verkehrserschließung haben wir auch keinen exklusiven Zugang mehr. Ich sehe den kurzfristigen Anwendungsbezug daher nicht als unsere Zukunft, sondern für mich als Wissenschaftler ist der Kernbestand eigentlich immer noch der interkulturelle Vergleich und die Suche nach den Gemeinsamkeiten und Unterschieden, die die Menschen sich durch kulturelle Institutionen geben. Diese Punkte in einer zusammenwachsenden Welt zu untersuchen, da müssten wir Flagge zeigen, das würde uns Profil geben. Also eigentlich das Gebiet, das uns - um es mal überspitzt zu sagen - von der Humanethnologie eines Irenäus Eibl-Eibesfeldt genommen wurde. Das wird meiner Meinung nach in der letzten Zeit nicht sehr gepflegt.

Bedeutet das auch, dass man die traditionelle Organisation der deutschen Ethnologie, also die Aufteilung in Regionalstudien oder Regionalfelder, nicht mehr an Regionen festmachen sollte?

Vielleicht kann man beide Zweige verknüpfen, so wie wir hier in Bonn. Leider ist bei uns die allgemein-theoretische Komponente etwas verkümmert. Man hat eine Basis allgemeiner Theorien und Methoden, die sich überall auf alle Menschen anwenden lassen. Dann hat man einen Anwendungsbereich, in dem man Experte ist. Aber man sollte auch gelegentlich in anderen Bereichen arbeiten, auch die eigenen Schüler sollten in andere Bereiche gehen können. Man muss natürlich auch eine empirische Basis haben – daher finde ich eine Kombination von Empirie und Theorie ideal.

Gehören für Sie da urbane Gesellschaften in den USA genauso dazu wie tribale Gesellschaften in Neuguinea?

Eigentlich sehe ich keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen «urbanen» und «tribalen» Gesellschaften und habe ihn rational auch noch nie begründet gefunden. Mit dem Herzen ist man natürlich lieber fürs Exotische und Einfache, man will Orte und Menschen erleben, an denen noch Palmen stehen und die Sprache unverständlich ist. Aber da ich ja auch Hochkulturforscher bin, kann ich eigentlich nicht sehen, dass das eine fruchtbare Unterscheidung ist. Es ist immer eine sehr willkürliche und akzidentielle Unterscheidung, ob die Leute einfach und nicht-technisch sind. Das sind ja auch alles negative Zuschreibungen. Aber es geht doch um das Menschliche – und das ist in der Stadt genauso problematisch, kann genauso verwirklicht werden oder genauso differenziert sein, wie es beispielsweise in Bangladesh im Delta des Brahmaputra ist. Ich sehe alle diese Versuche der Abgrenzung als eigentlich künstlich. Deshalb würde ich das ganze Fach lieber Kulturanthropologie nennen. Dazu gäbe es unter dem gemeinsamen Dach einer Anthropologie noch die physische Anthropologie und die Humanethnologie und diese drei Fächer würden sich dann berühren und teilweise überschneiden, wobei es aber alles gleichwertige Gebiete wären, die das Menschliche abdecken. Das wäre dem Vier-Felder-Modell der USA nicht unähnlich, obwohl es da natürlich auch manchmal verschiedene Zuordnungen

Interview vom 03.12.2007, durchgeführt in der Abteilung Altamerikanistik der Universität Bonn, (Freigabe durch B. Riese am 30.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

gibt – manchmal wird die Anthropology ohne Physical Anthropology oder ohne die Linguistik verstanden. Doch grundsätzlich sind das Zusammenfassen der Menschheitsforschung unter einem Dach und die Binnendifferenzierung schon ein vernünftiges, sachgerechtes Modell.

Wie sehen Sie die Chancen, dass sich diese Kernbestände in der politischen und in der administrativen Landschaft Deutschlands umsetzen lassen?

Wenn die Ethnologie eine gute administrative Berufsvertretung hätte, die im positiven Sinne überzeugende Lobbyarbeit betreibt und alle auf ein Ziel hinstrebend an einem Strang ziehen würden, dann könnte man etwas erreichen. Aber wenn ich einen Leserbrief an die FAZ schreibe oder ein Interview beim WDR gebe und dabei alles so vereinzelt und unkoordiniert erscheint, dass niemand wahrnimmt, dass es sich um ein großes und bedeutendes Fach handelt, welches von einem aktiven Verband getragen wird, dann kommen wir wahrscheinlich nicht in die Wahrnehmungssphäre rein.

Was sind Ihrer Meinung nach die Gründe für diese mangelnde Kohärenz und Präsenz des Fachs im allgemeinen gesellschaftlichen Bewusstsein?

Das habe ich mich auch lange gefragt, vor allem in Zusammenhang mit den Konflikten in Ruanda. Zehn Jahre zuvor hatte es in Köln ein umfangreiches Projekt über Konfliktforschung gegeben, das sogar diese Region in Ostafrika in seine Untersuchungen einbezogen hatte. Doch dann, wenn es zu den schrecklichen Morden kommt, öffnete kein Ethnologe den Mund im Zusammenhang mit diesem aktuellen Konflikt – weil sie nichts zu sagen hatten, so muss man dann wohl vermuten! Das ist frappierend: Wir sind Spezialisten für die Regionen, für ethnische Konflikte, und wir müssten etwas dazu sagen können, auch wenn es nur das Eingeständnis ist, dass wir die Ursachen, Quellen und Möglichkeiten nicht genau kennen. Warum schweigen die Ethnologen so oft, wenn sie eigentlich gefordert werden? Das ist mir ein Rätsel. Vielleicht ist es die Vereinzelung. Man hat seine privaten, kleinräumigen Loyalitäten und ist es nicht gewohnt, über Globales zu reden.

Ist das ein spezifisch deutsches Phänomen?

Ja, das könnte sein. Ein anderer Faktor ist meiner Meinung nach der Umstand, dass in der Zeit meiner Ausbildung die Soziologie die Leitwissenschaft war. Vielleicht leiden alle deutschen Ethnologen meines Alters unter Minderwertigkeitsgefühlen – wenn jemand etwas öffentlich zu sagen hat, dann sind es die Soziologen oder inzwischen die Statistiker und Demoskopien, aber nicht die Ethnologen. Wir haben auch keine wirklich klare methodologische Basis und keine klare Zielvorstellung für unsere Erkenntnisbemühungen, sondern jeder bleibt so ein bisschen vereinzelt: Prof. Christoph Antweiler in Trier macht Großstadtforschung in Indonesien, ich mache Maya-Hieroglyphenforschung. Wir reden wenig über eine gemeinsame Basis, obwohl Herr Antweiler ein guter Freund ist.

Könnte es auch daran liegen, dass das Fach eher Außenseiter anzieht? Oder ist das eine Romantisierung?

Da ist etwas dran. Ich kenne einige Kollegen, die wir in unserer Gesellschaft als schwierige und verschrobene Menschen bezeichnen würden, die aber sehr gute Ethnographie betreiben. Für sie ist das vielleicht eine Art Flucht aus einer Welt, in der sie schwer zurecht kommen – hinein in eine fremde Welt, wo sie das Prestige des Ferngereisten, von außen Kommenden, Überlegenen haben und daher gute Leistungen bringen.

Seit den achtziger Jahren gab es ja durchaus eine Zunahme der ethnologischen Lehrstühle. Warum konnte das Fach dennoch nicht stärker in die gesamtgesellschaftliche Aufmerksamkeit vordringen?

Ich glaube, das klafft noch zu sehr auseinander. Man könnte etwas draus machen, wenn man sich hundertprozentig den Medien andient und wenn es, wie gesagt, einen öffentlichkeitswirksamen Berufsverband gäbe. Ferne Reisen, fremde Völker, gruselige oder interessante Sitten, arme oder hungernde Leute – wenn wir uns platt, malerisch und reißerisch vermarkten würden, hätten wir eine Chance. Doch das möchten wir nicht, denn wir sind ein wissenschaftliches Fach und nicht einfach das in die Wissenschaft verlängerte Geo-Heft. Das erklärt wohl auch zum Teil die Zurückhaltung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde, die unser Fach als Verband vertritt. Doch eigentlich gibt es in den Medien ja auch den Sektor der seriös popularisierenden Berichte, da müsste man ein bisschen aktiver sein. Nicht gleich aufs unterste Niveau gehen, aber vielleicht so auf der Mittelschiene mitmachen. Das ist es auch, was uns zum Beispiel als Altamerikanisten teilweise über Wasser hält. Wir kriegen unter anderem deshalb Sponsorengelder, weil wir spektakuläre Ruinen ausgraben und uns nicht scheuen, an Fernsehfilmen mitzuwirken. Das ist etwas Greifbares.

Interview vom 03.12.2007, durchgeführt in der Abteilung Altamerikanistik der Universität Bonn, (Freigabe durch B. Riese am 30.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Erkennen Sie in der aktuellen deutschen Ethnologie einheitliche theoretische Tendenzen? Oder ist das Feld so disparat, dass verschiedene Theorien einfach nebeneinander existieren?

Das ist schwierig zu beantworten. Man könnte provokativ sagen, dass es keinen Theoriepluralismus gibt, weil niemand mehr von Theorien spricht. Vielleicht gibt es einen Pluralismus der Regionen und der Sachgebiete, auf denen gearbeitet wird. Sicher ist oberflächlich betrachtet alles disparat und da keine theoretische Diskussion stattfindet, kommen die disparat erscheinenden Dinge auch gar nicht mehr auf einer abstrakten Ebene zusammen. Wenn ich mir beispielsweise Köln anschau, dort hat Thomas Schweizer bis zu seinem frühen Tod 1999 ganz klar die Statistik und den interkulturellen Vergleich vertreten. Davon ist heute überhaupt nichts mehr zu merken, das passt nicht mehr in die Zeit. Auch Hartmut Lang, ein sehr methodenbewusster Kollege, musste aus Köln emigrieren, er ging nach Hamburg. So sehe ich das überall: Wenn es irgendwelche Theoretiker oder Methodologen gibt, dann werden sie abgeschafft oder schaffen sich selbst durch Emeritierung oder Tod ab. Das wächst leider nicht nach, da ist ein Defizit. Symptomatisch dafür scheint mir die Gründung und Konzeption des Max-Planck-Instituts für ethnologische Forschung in Halle/Saale zu sein. Dort werden hochkarätige Regionalforschungen über Europa, Asien und Afrika durchgeführt und theoretische Modelle auf lokale Probleme angewandt, aber es findet keine zusammenfassende Methodenentwicklung und Theoriedebatte mit Außenwirkung statt.

Gibt es diesbezüglich auch zeitgeschichtliche Konjunkturen? Hängt es auch mit der gegenwärtigen gesellschaftlichen, politischen oder historischen Situation zusammen?

Es wäre sicherlich vernünftig, diese Zusammenhänge einmal zu untersuchen. Wir sind ja heute mehr denn je auf Wachstum bedacht, auf Individualisierung und Prosperität, auf die Elektronisierung unserer Welt. Das sind nicht die Dinge, die ein Nachdenken oder eine Theoriebildung fördern, sondern das ist eine immer schnellere Alltagsbewältigung. Ich habe den Eindruck, dass es allmählich wieder Zeit wird für eine Art Gegenbewegung, die das Nachdenken über Grundsätzliches beginnt. Das geschieht bei uns zu wenig.

Auch der institutionelle Rahmen hat sich stark verändert. Wie bewerten Sie den Bologna-Prozess?

Sollte dieser Prozess wirklich greifen, wird es an der Universität entweder zwei Klassen von Akademikern geben: Jene, die forschen, nachdenken und auch reflektiv lehren, und solche, die nur noch Routine abhaspeln, Korrekturen machen, Klausuren beaufsichtigen und die Studenten elektronisch verwalten – oder die Universität wird ganz von der zweiten Gruppe, also den bürokratisierten, BA ausbildenden Akademikern dominiert. Das ist ja ein irrsinniger Popanz an administrativer Gängelung und Reglementierung, der da entwickelt worden ist, so dass die Forschung sich an Akademien, Museen oder neu heranwachsende Institutionen auslagern wird. Das gab es schon in der DDR, dort war die Forschung ganz in die Akademie in Berlin verlegt, die Universitäten sollten nach marxistisch-leninistischen Leitlinien praktisch ausbilden. Zudem entstehen ja auch überall Wissenschaftskollege, etwa in Bremen oder in Frankfurt an der Oder. Das ist vielleicht schon die Gegenbewegung, dort kann man mal ein Jahr durchatmen und wieder forschen.

In welcher Hinsicht können wir heute noch von einer deutschen Ethnologie sprechen? Oder sollte man eher von einer Ethnologie in Deutschland sprechen?

In gewisser Hinsicht kann man schon noch von einer deutschen Ethnologie sprechen: Es gibt durchaus noch die gute Tradition des 19. Jahrhunderts, des Positivismus, als auch der detaillierten Ethnographien – wenn auch oft nicht so reflektiert. Der ganze Diskurs über Writing Culture und ähnliche Richtungen geht an vielen vorbei. Die Franzosen haben immer experimentiert, mit verschiedenen Publikationsformen und den Übergängen zur Kunst, sie haben auch nie den Bezug zur schöngeistigen aber unverbindlichen Reflektion verloren. Und in Amerika sind Ethik und Praxisbezug ohnehin immer problematisiert worden, während wir so ein stures Festhalten an altbewährten Formen und technizistischem Tun pflegen. Das erlebe ich teilweise auch bei jüngeren Kollegen und Studenten. Hier in Bonn haben wir ja auch diese empirische Basis, arbeiten viel mit schriftlichen Daten. Das Defizit an Nachdenken und dem Entdecken wissenschaftlichen Neulands ist groß, wird aber weder von Studenten noch von Mitarbeitern als Mangel wahrgenommen. Aber wie es beispielsweise in Köln ist, nachdem dort die Epoche des Thomas Schweizer zu Ende ging, kann ich nicht genau sagen.

Ist die deutsche Ethnologie Ihrer Ansicht nach in die internationale Fachdisziplin eingebunden?

Anscheinend ist sie marginal. Das wird gerne an der sprachlichen Frage abgehandelt, doch ich würde es breiter fassen: Es ist einerseits natürlich die Dominanz des Englischen, aber auch die Dominanz der USA als Wirtschaftsnation und als

Interview vom 03.12.2007, durchgeführt in der Abteilung Altamerikanistik der Universität Bonn, (Freigabe durch B. Riese am 30.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

quantitativ führende Wissenschaftsnation – ich will gar nicht von der qualitativen Ebene sprechen. Es ist auch die Fähigkeit der Amerikaner, sich brutal durchzusetzen, also nur das zu sehen, was auf ihrem Boden wächst, was ihnen nützt und sich in Szene setzt. Wir sind nicht so brutal, haben auch nicht unbedingt einen Sprachvorteil und pflegen in Resten noch die Kultur der Bescheidenheit des Wissenschaftlers. Ich würde sagen, dass es eben eher eine Frage des politischen und wirtschaftlichen Umfeldes und der kulturellen Tradition ist. Ähnlich geht es den Franzosen, auch sie werden, bis auf ein paar Spitzen, nicht mehr wahrgenommen.

Es gibt ja die Beobachtung, dass gerade die amerikanische Ethnologie häufig auf deutsche oder französische Geistesgrößen zurückgreift. Allerdings nicht auf Ethnologen, sondern eher auf Nietzsche, auf Benjamin, auf Derrida und Lacan. Über Umwege wirkt das wieder zurück, zum Beispiel auf die deutsche Ethnologie. Setzen wir uns als Fach zu wenig mit der deutschen Geistesgeschichte auseinander?

Das ist ein spannender Aspekt. Wir haben einen sehr interessanten philosophischen und literarischen Hintergrund. Wenn man Frankreich dazu nimmt und vielleicht auch noch Italien mit einbezieht, dann ließe sich viel Europäisches thematisieren und in die Ethnologie einbringen. Warum tun wir das nicht? Ich glaube, wir haben einfach ein zerstörtes Selbstbewusstsein, auch unserer eigenen Kultur und ihren Quellen, Wurzeln und Möglichkeiten gegenüber. Damit meine ich nicht nur Deutschland, sondern ganz Mitteleuropa. Die USA kassieren die meisten Nobelpreise, also sind sie in allen Wissenschaften führend, und auch wir nehmen nur sie wahr. Wenn zufällig einmal Nietzsche zitiert wird, dann nehmen wir auch Nietzsche nur über eine englische Übersetzung wahr. Wir denken nicht, dass Friedrich Nietzsche eigentlich einmal in Deutschland gewirkt hat und diese Wirkungsgeschichte direkt wiederbelebt werden könnte. So stellt es sich mir, etwas pessimistisch, dar.

In der deutschen Fachgeschichte gab es ja zumindest auf der semantischen Ebene einen Wechsel von der Völkerkunde zur Ethnologie. Wie würden Sie diesen Übergang charakterisieren?

Für Deutschland würde ich den Übergang mit dem Bruch durch den Zweiten Weltkrieg ansetzen. Nach dem Dritten Reich musste alles völkisch Anmutende über Bord geworfen werden, weil es nationalsozialistisch kontaminiert war. Auch die guten Traditionen. Dann wagten Leute wie Richard Thurnwald oder Mühlmann - egal ob sie belastet waren oder nicht - einen Neuanfang und brachten verstärkt die gesellschaftliche Komponente ein. So nannten sie ihre Institute typischerweise auch »Institut für Sozialpsychologie« oder »Institut für Ethnologie und Soziologie«. Gleichzeitig hat die Paideuma-Lehre in Frankfurt noch nachgewirkt, ebenso die Kulturkreislehre in Wien und in München – eine ganz einheitliche Wende gab es also nicht. Aber für mich, der ich ja in Heidelberg mit Mühlmann groß wurde, hat sich das so dargestellt, dass in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts verstärkt gesellschaftliche Themen aufgegriffen wurden und es nicht mehr um Einzelartefakte oder kulturhistorische Rekonstruktionen ging.

Sie sind ja der Begründer des »Biographischen Archivs zur Anthropologie«. Wie kam es dazu?

Das geschah eigentlich aus einer Frustration heraus. In den achtziger Jahren wollte ich über einen bedeutenden Forscher recherchieren. Als ich Akten einsehen wollte, von denen ich wusste, dass sie im Berliner Museum für Völkerkunde liegen, wurde mir gesagt, dass sie nicht zugänglich seien – denn es seien keine Akten, sondern Altregistratur, und Altregistraturen müsse man der Öffentlichkeit nicht zugänglich machen. Eine reine Wortklauberei, so erschien es mir – generiert aus Faulheit? Auch das Bundespräsidialamt hat mir damals die Auskunft zu Ordensverleihungen längst verstorbener Ethnologen verweigert. Da war ich so frustriert, dass ich mir dachte: Man braucht eine Einrichtung, die unabhängig vom Willen oder Unwillen dieser Institutionen Daten herausgibt, und so fing ich mit dem »Biographischen Archiv zur Anthropologie« (BAA) an. Zu Beginn schlüsselte ich erst einmal alles auf, beispielsweise Lebensläufe und Schriftenverzeichnisse. Das machte ich auch aus einem persönlichem Interesse heraus, vor allem bei denen, die mich interessierten – wie Franz Boas, Konrad Theodor Preuß, Walter Lehmann und Leonhard Schultze Jena. Es wurde größer, und so habe ich es auch in den Unterricht eingebracht: Da lernten die Studenten dann, archivarisches zu recherchieren. Es ergab sich auch eine Zusammenarbeit mit der Neuen Deutschen Biographie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, für die ich seit langem schreibe. Hinzu kam die Zuarbeit für die Heidelberger Universitätsveröffentlichungen. Ein gewisses Niveau etablierte sich, das Archiv wurde einigen wenigen Leuten bekannt, so dass es mich nicht überlastete, alle Anfragen schnell und den individuellen Bedürfnissen des Anfragenden entsprechend zu beantworten. Es ist immer noch ein Ein-Mann-Unternehmen, das ich mit Studenten aufbaue und erweitere.

Gibt es aus dem Fach heraus ein Interesse an dem Archiv?

Interview vom 03.12.2007, durchgeführt in der Abteilung Altamerikanistik der Universität Bonn, (Freigabe durch B. Riese am 30.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Es gibt Interesse, aber eigentlich erstaunlich wenig. Bettina Beer hat beispielsweise ein ausgezeichnetes Buch⁷ über deutsche Ethnologinnen geschrieben – sie wusste vermutlich, dass es das Archiv gibt, hat aber alles noch mal selbständig recherchiert. Manchmal leuchtet mir das nicht ein. Andererseits hat zum Beispiel Katja Geisenhainer, die zwei große Biographien veröffentlicht hat, eng mit mir und dem BAA zusammengearbeitet. Auch haben sich zwei Juristen aus Münster, die eine Hausarbeit über Pater Wilhelm Schmidt verfassen mussten, an mich gewandt, und ich habe ihnen die gewünschten Informationen geliefert. Es ist schon merkwürdig, dass Ethnologen, die in ferne Länder reisen und dort andere Menschen verstehen wollen, völlig unproduktiv bei der Datenbesorgung werden, sobald sie am eigenen Schreibtisch sitzen. Das fiel mir auch schon bei meinen Forschungsberichten in der »Zeitschrift für Ethnologie« auf, die ich fünfzehn Jahre lang bis etwa 1996 betreut habe. Ich glaube, kaum jemand hat das je gelesen, obwohl die Berichte zeigen sollten, welcher Kollege welche Richtung macht. Die Berichterstattung ist dann durch die elektronischen Medien und vor allem das Internet obsolet geworden und wurde eingestellt. Andererseits haben sich die Anfragen an das BAA eingependelt. Ich bekomme jetzt etwa zwanzig Anfragen im Jahr, interessanterweise in den letzten Jahren oft aus Wien. Ich will aus dem BAA aber keinen institutionellen Popanz machen, denn dann müsste ich auch Geldmittel einwerben, und so entstünde gleich ein riesiger Verwaltungsaufwand. Andererseits möchte ich das BAA längerfristig in gute institutionelle Hände geben, damit es weiterhin genutzt und vielleicht sogar fortgeführt werden kann.

Wie gehen Sie bei der Archivierung vor?

Das ist relativ dynamisch. Wie bereits erwähnt begann ich zunächst mit Personen, die mich interessierten. Manchmal lese ich etwas Interessantes, etwa von der Matriarchatsforscherin Heide Göttner-Abendroth. Ich stelle dann kurz eine Datei zusammen, aus den Informationen, die ich im Internet finde. Wenn ich später wieder etwas von ihnen lese, mache ich Nachträge und so kumuliert sich das. Die Auswahl ist relativ zufällig oder entwickelt sich durch Anfragen. Dann suche ich alles heraus, schreibe kurz die Biographie und ein Literaturverzeichnis zusammen und liefere das aus. Je mehr Anfragen ich kriege, desto größer wird die Datei, auch weil ich bei jeder Anfrage versuche, die Informationen auf den neuesten Stand zu bringen. Inzwischen beinhaltet das Archiv über 700 Personen, zum Teil ist das Material sehr detailliert. Der Aufbau ist dabei immer gleich: ein detaillierter tabellarischer Lebenslauf, ein Schriftenverzeichnis, Biobibliographisches, Briefwechsel, sowie eine Datei, in der ich Anmerkungen ablege, die sich nicht in den anderen Kategorien unterbringen lassen. Es gibt sowohl elektronische Dateien als auch physisch auf Papier fixierte, letztere in über zweihundert Aktenordnern gesammelt. Das Gute ist, dass es keine vollelektronische Datenbank ist, denn diese müsste immer von einem Experten gewartet werden und hätte immer wieder Kompatibilitätsprobleme der sich rasch entwickelnden Technik zu überwinden.

Sie emeritieren im Frühjahr 2009 – wie sieht es danach mit Ihrer Stelle aus?

Es gibt in Bonn ja zwei Professorenstellen. Die Fakultät hatte vor Jahren beschlossen, diejenige Stelle zu streichen, die als erstes frei wird. Das konnten wir zum Glück abwenden. Es wurde dann beschlossen, die zweite Stelle zu streichen, also meine. Immerhin haben wir so eine Stufe gerettet. Aber jetzt muss die Philosophische Fakultät insgesamt dreißig Stellen streichen – da wird natürlich nicht von administrativen Stellen geredet, sondern von Professorenstellen. Doch das Fach ist selbst in den BA- und MA-Studiengängen nicht mehr von nur einem Professor zu leisten, schon vom Lehrdeputat her. Ich lag der Verwaltung schon seit zwei Jahren in den Ohren, dass sie sich darüber Gedanken machen soll. Es ist gelungen, auch meine Stelle zu erhalten und neu zu besetzen, so dass es weiterhin zwei etatisierte Altamerikanistik- und Ethnologie-Professuren in Bonn gibt, sowie eine außerplanmäßige Professur, die aber in wenigen Jahren vermutlich entfallen wird.

⁷Bettina Beer, Frauen in der deutschsprachigen Ethnologie: Ein Handbuch, Böhlau Verlag, 2007.